

Berlin,

sein Name und sein Ruf

von

D. Paulus Cassel,

Professor und Prediger an der Christus-Kirche zu Berlin.



Berlin.

Verlag von Otto Güller & Cie.





I.

Der Name Berlins.

1.

Die Freude am Frühling ist sicher überall groß. Aber wie ärmlich tritt sie in der steinernen Hauptstadt auf. Wie kindlich freut sich der Großbürger über den grünen Schimmer der Weiden, welche sein Haus noch beglücken. Wie bescheiden sind wir in der Residenz, wenn es ein Stückchen Naturgenuß giebt. Was für ein Schatz ist eine Laube, die nicht ganz sonnig ist und wie hoch gilt im Hause ein zum Blühen und Grünwerden bestimmter Fleck, dessen Gitter oft mehr eiserne Stäbe, als der Garten Stauden und Stängel enthält. Was ist der Frühling vordem gewesen! — im ungebrochenen Wald — mitten im Dickicht stand noch das Haus; die Sonne goß ein Lichtmeer auf die feuchte kaum ausgerodete Wiese. Der Boden dampfte. Durch die Wipfel schrieten die Hähner. Unverdroffen sangen

die Vögel. Bis an den glänzenden Teich streckte der durstige Hirsch sein Geweih. — Wald und Wohnung waren noch Nachbarn. Der Winter im Busch am Sumpf war furchtbar gewesen, — aber der Frühling war um so mehr wirkliche Freiheit, volles Entzücken. Sollte sich wirklich ein Geschlecht, das aus dem gaserleuchteten Balllüstre seinen Fuß direkt in den Frühling hineinsetzt, — weil die Saison zu Ende ist — sich so freuen können, als wenn man aus der arbeitssamen Stille und Einsamkeit — ja aus der Gefangenschaft des Winters plötzlich Frühlingsduft und Sonnenschein athmete! —

Darum über Ortsnamen zu sinnen und zu denken, gelingt nicht recht in der Culturhauptstadt, weil fern von der Natur und unberührt von dem Athem der Einsamkeit, der über Wald und Grund wie eine unberührte Wolke schwebt. —

Unsere Ortsnamen reichen zurück in landschaftliche Zustände, für welche der moderne Anspruch des Großstädtlers kein Gedächtniß haben mag, auch wenn die Landsaison gekommen ist.

Aber in der Nähe des Waldes, dessen Stille die Seele stiller macht — in den Bergen, deren Felsstücke keine weltgeschichtlichen Stürme berührt

haben — am Fluß — in der Nähe des noch nicht ganz verschwundenen Moors — hat man ein sympathisches Gefühl für die Schöpfung der Ortsnamen. Daß sie nicht sinnlose Einfälle sind — daß ihre Erforschung kein Spiel curiosen Müßiggangs ist, daß man an sie nicht mit der Leichtfertigkeit eitler Einfälle herangehen darf — dafür gewinnt man dort zumal ein Verständniß, wo man dem Leben, das sie geschaffen hat, näher steht.

Das rechte historische Gefühl für Orts-, ja auch für unsere altdeutschen Personennamen gewinnt man — nicht zuerst in den Bibliotheken — als vielmehr in den grünen Thälern und Abhängen — an den Ufern von Flüssen und Seen —, wo die Cultur nur die Dienerin, nicht die Herrin der Natur geworden ist. Allerdings waren es schöne Tage, als ich den Reiz für ihre Forschung zuerst erwachen fühlte. Er kam mit all dem neuen Leben, das ich in Thüringen einathmete. Sicherlich in Berlin hätte ich niemals ihren Werth verstanden. Grammatik, Lexicographie, Historik des Mittelalters reichen nicht aus und reizen nicht an, wenn man nicht die Stim-

mung — die poetische, noch nachfühlen kann, — in welcher die alte Zeit sprach und schuf.

Wenn ich aus dem Thüringer Wald wieder in die graue Erfurter Bibliothek einkehrte, — war ein grüner Glanz über den Staub gebreitet. Die Stille des großen Saales ließ die Stille der Berge noch nachwirken. Es war ein einsames Studiren, — mitten unter den Erinnerungen an die Völker, welche Städte und Dörfer gründeten und benannten. —

Die Freude daran ist mit mir gegangen, als ich in die gewaltige Studienhauptstadt zurückkehrte — und aus seinem Interesse erhob sich das Verlangen — auch durch die Pracht der Gegenwart, durch Leidenschaft und Lärm, durch Sorgen und Arbeiten hindurch, — in die Stille und Gedanken des landschaftlichen alten Berlin einen Blick voll Frieden zu thun.

2.

Die Urgeschichte der Städte weist weit und breit auf Ansiedlung an Flüssen; neben Sümpfen mit feuchten Wiesen zurück. Solche Gegenden waren die Schule der Cultur. Die Helden der menschlichen Geschichte haben sich im

Anbau und der Verbesserung derselben versucht. Einst ein Schutz in wilder Zeit, wurde der entwässerte Boden später der Schmuck des Vaterlandes.

Bei meiner Erläuterung¹⁾ der Ortsnamen auf mar habe ich auf die weltbedeutende Kraft der Drainirung für die Völker hingewiesen. Es war zu entschuldigen, daß man über den Namen Weimar die wunderlichsten Ableitungen suchte. Wer sollte heute, der seine grünen Parke am Sommerabend durchwandert, wenn das Johanniswürmchen glüht — und die Nachtigall schlägt, glauben, daß weiches Moor der anziehenden Residenz den Namen gegeben hat. Aber die Natursprache ist reicher wie die Cultursprache an Erfindung malerischer Mannigfaltigkeit. Für Bezeichnung der ländlichen Charakterzüge ist die Hauptstadtssprache arm, die dialektische ländliche Redeweise ungemein reich. Gerade dieser letzte Umstand erschwert es, der Bildung von

¹⁾ Vgl. Thüringische Ortsnamen, zweite Abhandlung von Paulus Cassel. Erf. 1856. Auf diese Arbeit verweise ich zur Einleitung auch für folgende Bemerkungen. Es ist in ihr die Bedeutung der Sümpfe und Moore für Geschichte und Namen der deutschen Ortschaften hervorzuheben versucht worden.

Ortsnamen auf wissenschaftlichem Wege nachzuforschen. Daher kommt es, daß zuweilen von den bedeutendsten Städten des Continents und Deutschlands die Etymologie dunkel und viel bestritten ist.

Es ist freilich für den Reisenden, der am glänzenden Brüssel²⁾ (Bruxelles) vorüberreist, nicht leicht, sich zu erinnern — daß es von broek, broeksele, Bruch (Sumpf), wie ein anderes Bruchsal seinen Namen hat. Der Bruch ist eben unfestes, daher im weichen Boden gebrochenes Land. Es sind viele Ortsnamen davon abgeleitet. Man sagt auf dem Bruch, unter dem Bruch. „Im Bruchli“ heißt es in der Schweiz,³⁾ Inn brauke oder bröke in Niederdeutschland;⁴⁾ statt Brochwid kommt für Bruchweide auch in der Altmark sprock-

²⁾ Es ist nur ein Zeugniß der unglücklichen Celtischen Etymologischen Manier, mit der er verfährt, wenn Mone bruchsal und brüssel gegen alle urkundlichen Formen aus einem irischen brog Haus und sal groß erklärt, was weder sprachlich noch sachlich Stich hält. Celtische Forschungen. (Freiberg, 1857) p. 53.

³⁾ Meyer: die Ortsnamen des Kantons Zürich. n. 340.

⁴⁾ Schambach, Niederd. Mundart p. 33.

wid vor.⁵⁾ In Nassau sagt man „zu bruch.“⁶⁾ Von ihm sind, wie Grimm schon bemerkt, die westfälischen Brokseten⁷⁾ benannt, die sonst Mörseten (von Moor, Mar) heißen.

In Schlesien sagt man für Brocken, Bröcklein, Brinkel. In ähnlicher Weise wird in Ortsbezeichnungen wie Bruch Brok auch der Brink gebraucht, ein Wiesenplatz, ein Anger. Wie von Brokseter die Rede war, so gab es Brinksitter, Brinkköter, Brinklieger, ein Ausdruck, der auch in der Altmark⁸⁾ heimisch war. In Cassel giebt es einen Platz „der Brink“, man sagte „uppendeme brinke.“⁹⁾ „Auf dem Brink.“

Die feuchte Natur des Platzes erkennt man auch aus der Verwandtschaft mit „dem Brunfel“, was im Elsassischen noch als Bruch, Sumpf verzeichnet wird.¹⁰⁾ Im Nassauischen erscheint

⁵⁾ Danneil, Altmärk. Mundart p. 207.

⁶⁾ Kehrein, Nassauisches Namenbuch. Weilburg, 1864 p. 359. not. 3.

⁷⁾ Wörterbuch 1. 410.

⁸⁾ Danneil p. 98.

⁹⁾ Urkundenbuch des histor. Vereins für Niedersachsen 1846. 1315. etc. cf. Kehrein p. 358.

¹⁰⁾ Curze, die Ortsnamen v. Waldeck 2. 23.

„der Brunk“ für Bruch. Wahrscheinlich mit der feuchten Natur der Ortslage hängt es zusammen, wenn Bilmar aus dem Hessischen erwähnt: „es brunfelt“ für „es nebelt.“ Aus dem Waldeckischen wird es als eine zum Eigennamen gewordene Bezeichnung von Felsstücken notirt.¹¹⁾ Romanisch steht für brechen franz. briser, bris, Bruch; prov. brisar, brizar. Wie vom Brechen der Brocken, das Bröcklein, das Brinkel abgeleitet wird, so ist prov. briza Krume, Bröcklein; ebenso ital. bricia, briciola.

Das Wort vergleicht Diez mit dem althochd. brestan brechen, neuhochd. breste Bruch, das im Neuhochd. nur in bersten umgesetzt worden ist.

Davon ist zweifelsohne abgeleitet Breisach in älteren Formen Brisacha, Brisaca, daher der Breisgau (Brisagowe). Wenn bei Förstemann gesagt wird, daß ein im 10. Jahrhundert vorkommendes Brisiche heute für Brusch gehalten wird, so ist dies belehrend. In der That können die Ortsnamen mit brusch nur zu althd. Brust (brest — wie Bruch zu brechen) gestellt werden,

¹¹⁾ Curtze, 2. p. 24.

so wahrscheinlich Brustlacho, heut. Borschel bei Treffurt an der Werra —, die Gemarkungsnamen im Nassauischen, wie Bruscherwies, Brustersbach, Bruster.

Der Stamm geht durch alle Sprachen. Es gehört offenbar zu briser, brisar wie Breisach — der Name Paris. Die Parisii haben ihren Namen von der Bruch- und Sumpfgegend der Seine, daher auch Lutetia genannt ist von keltisch lud, lut, lato, (woher auch die Latovici benannt sind) lat. lutum Sumpf.¹²⁾

Paris, dessen Etymologie soviel bestritten war, bedeutet nichts anders als die von Brüssel, Breisach.

In dem Gebrauche von lutum, lot, lut Sumpf begegnet sich der slavische Sprachgebrauch, der luz, luza, luscha, luh für sumpfige Landschaften in Anwendung bringt, woher die Lausitz (vgl. Lusebrinck) benannt ist.¹³⁾

¹²⁾ Glück, die Celtischen Namen bei Cäsar p. 15. Die Ableitung der Parisii von peri (infin. verbi param, para efficiō, Parisii efficaces, strenui) ist künstlich und nicht historisch, obgleich sie von Zeuß stammt (Grammatica Celtica, ed. II. Berol. 1871. p. 82).

¹³⁾ Vgl. meine Ortsnamen II. 13.

Ebenso sind mit Breisach, Paris von briser brechen parallel die slavischen Benennungen para, barina für moorige Gegenden zu vergleichen, woher man das Schloß Paretz, Baruth Barzig und Barduz in der Mark ableitet. — Wahrscheinlich gehört in die Analogie von Bruch, Brunfel, Brink, Bris, Brust auch Breme. Man sagt wenigstens auch das „Brem“, aufm Brem und Gebüsch mit feuchtem Boden am Wasser ist offenbar überall seine Bedeutung.

Sicher hängt mit dem obigen Namen zusammen Brühl.

Unter Brühl wird in weiter Ausdehnung fast durch das ganze mittlere Europa Wald und Busch mit feuchtem, moorigen Boden bezeichnet, in welchem Thiere sich aufhielten oder zur Jagd gehalten wurden. Der Name blieb, auch wenn das Buschwerk gelichtet, der Boden ausgetrocknet ward.

Es kommt seit den ersten Zeiten des Mittelalters vor und zwar als *brolium* („concessit cervum, quem is in suo brolio venaretur.“ — *in quodam broilo cervum venans decaballo cadit*“) *broilus* („*silva quae voca-*

tur broilus) broulum, brollum, bruillus, brollium.

Mittelhochdeutsch erscheint es als bruol (pratum, quod dicitur bruol) broil, pruoil, bruele, pruele, brule, prule. Eine Glossa hat briel „locus silvestris“.

Aus mittelalterlichen Gedichten wird citirt „uf dem witen bruele die ritter machten einen Kreis.“ Der „bruel der Welt“ wird von Hugo v. Langenstein gebraucht, „ein gestüle, daz man dâ verre sach liuchten vor dem brüele.“

Romanische Formen sind breil, breuille, breuil (breil de forest; — chant souven, comme oiselet en brueil) bruelle, bruelh, bruelha, bruolo, broillet, bruillet, breuillet.

Anderseitig erscheinen Formen, mittellateinisch brogilus (Im Capit. Karls des Großen „ut lucos nostros, quos vulgo brogilos vocant, emendent.“) Schilter hat deutsche Formen Bruegele, Brugel, brugil, broegel. Ital. heißt das Wort broglio.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß letztere Form die ältere ist, — allerdings keine romanische, sondern broglio, brogilus sind aus Bruch,

bruoch angl. brôc, engl. brook, — also aus brechen gebildet, sodaß broglio so viel als Bruchland bedeutet, romanisirt.

Zu diesen Formen verhielten sich dann wieder brogilus, broglio zu breuil, Brühl, wie oculus, oglio zu oeil, so daß Brühl ein zwar urdeutsches Wort in einer neuen Form durch romanische Vermittelung wieder deutsch geworden wäre.

Warum man es celtisch ausgegeben hat, ist nicht nachgewiesen.

Jedenfalls ist es sehrreich, auch bei den genannten Worten für sumpfiges Waldleben „Bruch, Brunf, Brink, Brusf, Brühl eine ähnliche Erfahrung zu machen, die der deutsche Sprachgeist mit seiner Neigung zu Alliterationen auch sonst offenbart. Nicht bloß in Rechtsformeln redete man gern alliterirend „soweit schiff schreitet, sonne schmilzt, Feder fliegt“, nicht bloß sprichwörtlich sagte „Stoß und Stein, Stumpf und Stiel, Glück und Glas“ — sondern auch für die Bezeichnung von ähnlichen Gewohnheiten und Lokalitäten, erzeugte die Sprache alliterirend Laute.

So treten „streuen, strömen, strizen“ zu=

sammen, wie „spreuen, spritzen, sprengen, sprießen, sprechen“ einen Chor bilden. Spreu¹⁴⁾ (Spree, und Streu sind Flüsse. Streng und Spreng sind Namen von Bächen.

Schwabben, Schwabbeln, Schwappern, wie Schwebben, Quebben, Webben, bebben bedeuten dasselbe.

Die Volkssprache, die immer humoristisch und malerisch ist, stellt „schnafen, schnattern, schnarchen, schnippen, sprudeln, schnudern, schnorren“ von derselben Art zu reden zusammen oder „Knarzen, Knerzen, Knastern, Knattern, Knistern, Knittern, Knickern, Knackern zusammen.

Aber auch in der Bildungs- und Schriftsprache tönen: fließen, fliehen, fliegen, flattern, fluschen, fluthen, flimmern.

So ergänzen sich auch erklärend bruch, brunk, brink, brusch, brem, brühl.

Wie man nun sagte: „Der Bruch, Unter dem Bruch“, der Brink und der Brunk, so sagt man zumeist auch der Brühl (selten wie auch bei jenen das Brühl.)

¹⁴⁾ Vgl. meine Abhandlung über den Flußnamen Spree in Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1862. n. 2.

In Nassau giebt es an 40 Grundstücke welche der Brühl heißen.

In Zürich heißen eine Reihe Orte „im Brühl“ „auf dem Brühl.“

Aus Stumpf in der schweizerischen Chronik citirt Frisch:¹⁵⁾ „Neben der Stadt St. Gallen auf dem Brüel wurde das Creuz gepredigt.“

In der niederdeutschen Chronik heißt es von Hildesheim¹⁶⁾ „In der olden Stad, das hohe Tore vor den Brügell, der brannte boven“, während es in Botho's Chronik heißt „Das Closter buwen in dem brulen to Hildeshem.“¹⁷⁾

Auch in Leipzig wird der Brühl gefunden wie in Gotha.

Wenn man heute in Erfurt mißbräuchlich „das Hirschbrül“ sagt, so ist das doch früher nicht geschehen, denn Falkenstein schreibt im vorigen Jahrhundert „Auf der anderen Seite des Berges sei der Brühl.“¹⁸⁾

¹⁵⁾ Teutsch-lat. Wörterb. 1. 145.

¹⁶⁾ Bei Leibnitz. 55. rer. Brunow. 3. 262.

¹⁷⁾ Leibnitz. 3. 338.

¹⁸⁾ Historie von Erfurth. 1. p. 3. „Der Brühl der von dem Fall oder Kauschen des Wassers, andere aber wollen, daß

Ebenso heißt die Lokalität in Quedlinburg der Brühl.

Man darf auch den Brüel in dem Mecklenburgischen Städtchen Brüel, dessen nördlicher älterer Theil so genannt wird, nicht vergessen.

Ohne anbei ein vollständiges Verzeichniß aller Ortschaften auf Brühl zu geben, ist doch allerdings zu bemerken, daß der Name deutsche Einflüsse überall begleitet, und heute im westlichen Theile Deutschlands, in der Rheinprovinz und den benachbarten Gebieten am häufigsten zu finden ist.

Eine Menge Dörfer mit dem Namen Brühl und Broel (Waldbroel) finden sich. Ein artiges Städtchen ist Brühl an der Eifel. „Zum Brühl“ heißt ein Dorf bei Elberfeld. Es ist interessant damit zu vergleichen die noch zahlreicheren Orte, welche Bruch und Broich¹⁹⁾ heißen. Es giebt deren in Rheinland und Westphalen wohl über hundert. Von diesen heißen

er von dem Brüllen der Hirsche den Namen habe. Vgl. meine Erfurter Bilder u. Bräuche. p. 56.

¹⁹⁾ cf. Pfeiffer Beiträge zur Kölnischen Mundart bei Frommann die deutschen Mundarten 2. p. 309. »sie leifen oever breghe (für berge) und broeche«.

einige noch in alter Erinnerung „am Bruch, im Bruch, aufm Bruch.“

Mit denen parallel stehen in denselben Gegenden eine Menge Ortschaften Brink, wovon auch einige „aufm Brink“ heißen.

Es trifft spätere Zeiten, wie Biderit berichtet, „daß in jeder Gemeinheit in Hessen ein oft von den Wohnungen umschlossener, ebener Rasenplatz sich befand, der Brink genannt; an den Brink stößt bei den meisten sächsischen Ortschaften ein bewaldeter Platz oder eine Anhöhe, welche zu kleinen Jagden, Belustigungen und Versammlungen diente und Brühl hieß.“²⁰⁾

Interessant sind die Bemerkungen, welche Reyßler²¹⁾ im vorigen Jahrhundert aus Venedig macht. „Die unterste Gallerie des Venetianischen Staatspallastes auf der Seite gegen den Markusplatz nebst der gegenüber über den neuen Procuratie gelegenen Halle wird Broglio genannt. Obgedachte Gallerien dienen den Venetianischen Nobili zu gewissen Stunden des Tages für ihren Spaziergang, weil sonst wenige Gelegenheit dazu in der Stadt ist. Nach der Ver-

²⁰⁾ Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte. 1. p. 306.

²¹⁾ Neueste Reisen. Hannover 1751. II. p. 1109. 1110.

änderung des Sonnenscheines und des Schattens sind sie bald auf dieser bald auf jener Seite und ist auf dem Platze gegen den Markt ein Strich von weißen Steinen in den Fußboden gelegt, damit man die Grenzen des Broglio, welchen zu der Zeit, wenn die Nobili darauf versammelt sind, kein Venetianer, der nicht zum Adel gehört, betreten darf, daraus erkennen kann Weil itzgedachter Spaziergang die beste Gelegenheit giebt, von Staatsaffairen sich zu unterreden und einen Anhang von Leuten, welche zur Ueberkommung von Ehrenämtern beförderlich sein können, sich zu machen, so ist davon entstanden, daß man *far broglio* und *partire il broglio* überhaupt von einem Menschen, der ehrfüchtig ist und nach Bedienungen strebt, gebraucht. Vermuthlich kommt auch *brogliare*, *imbrogliare*, *imbroglio* und das französische *brouiller*, *bruillonerie*, *brouillons*, von denen Intriquen und unruhigen Händeln her, die man bei solchen Gelegenheit zu gebrauchen pflegt."

Ein Nobile, der vom großen Rathe ausgeschlossen ist, durfte auch nicht in den Broglio kommen. Es sind berühmte Geschlechter, welche

ihren Namen sowohl von Brühl wie von Broglio, Broglie entlehnt haben.

Dies scheint die Etymologie des französischen brouiller, brogliare von diesem Worte nicht zu kennen oder nicht zu theilen.²²⁾ Indem ich nun weiter zur Erläuterung des Namens Berlin schreite, will ich nur hoffen, daß sich die Berliner Etymologen kein Beispiel an den Venetianischen Nobili nehmen, deren weißer Stein seine Bedeutung nun längst verloren hat, und lieber freundlich zuhören, als „brouilliren.“

3.

Es entspricht also in der That dem Geiste unserer Volkssprache, wenn es heißt „der Bruch und der Brink, der Brunkel und der Brühl, die alle eine ähnliche Naturbeschaffenheit andeuten. Ebenso heißt es „der Berlin.“

Ich führe ein Wort meines verehrten Freundes Mahn²³⁾ an, der sagt: „Es giebt außer unserm Berlin, das in alten Zeiten nicht schlechtweg Berlin, sondern immer der Berlin heißt,

²²⁾ Etymol. Wörterb. der Romanischen Sprachen. Spc. p. 71.

²³⁾ Etymol. Untersuch. Berlin, 1863. p. 73.

noch mehrere andere Dertlichkeiten, die diesen Namen führen.“ Schon Nicolai hat darauf aufmerksam gemacht, daß es in Halle einen großen und kleinen Berlin gab.

Ein mit Buschwerk bewachsener Platz eine Meile von der Stadt Nordheim hieß der Berlin.

Zwei Seen bei Wittstock in der Priegnitz heißen der große und kleine Berlin.

In Frankfurt an der Oder gab es einen Platz „der Berlin.“

Von Fidicin²⁴⁾ wurde zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß die Lokalität (Platz, und nach ihm ein Thurm und Berg) in Augsburg, welcher Berlach heißt, in älterer Zeit auch der Berlin geheißsen zu haben scheint. Doch läugne ich nicht, daß es mir zweifelhaft scheint, den Namen sicher mit den andern zusammenzustellen, die eben angeführt sind.

In diesen zeigt die Endung in slavische Bildung des Namens an. Wie Schwerin (swerin) von swere Thier (also etwa Thiergarten), Klein Bresin (Bresinchen) von brasa die Birke, Golin von Gola, Busch und Wald,

²⁴⁾ Histor. dipl. Beiträge zur Gesch. der Stadt Berlin. 3. p. 2. not. 2.

so muß natürlich auch Berlin erklärt werden.

Ich zähle nun hier nicht alle die seltsamen Versuche auf, den Namen unserer großen Stadt zu erklären.

Der Glanz und die Ausdehnung Berlins wird immer einen ungemeinen Contrast bilden zu dem schlichten Namen des Beginnes. Anderseitig darf man bei der Erläuterung desselben sich nicht von sprachlichen Aehnlichkeiten allein verleiten lassen. Es müssen allgemeine Gedanken sich gelten machen. Die Natur des Landes, in welchem die Städte gegründet und gewachsen sind, läßt sich doch nicht ganz vermischen.

Berlin hat noch die deutlichen Spuren, wie es zu diesem Namen gekommen.

Und er ist uralt und reicht in die Zeiten zurück, in welcher noch vor der Ueberschwemmung durch slavische Einwohner die Flüsse — und andere Ortsnamen deutsch benannt worden sind.

Es ist eine bekannte Sache, daß bei der Sprachvergleichung wendischer und deutscher Worte sich eine Umsezung der Silben geltend macht. Das deutsche Dorsch ist wendisch drusk, das deutsche Bart wendisch broda, ähnlich ist Furt = broda, die Birke heißt wendisch brasa, die

Fähre wendisch prawo, die Bremse wendisch barzawa, die Butter butra u. a. m.

Es sind das Umsetzungen, die im Volksmunde von jeher statt hatten und wovon auch die klassischen und romanischen Sprachen Beweise geben.

Ein besonderes historisches interessantes Beispiel, auf das wir noch in einer folgenden Abhandlung zurückkommen, zeigt unser deutsches „brennen“, was angelsächsisch bārnen, engl. burn, mittelniederländisch bernen heißt.

In der Kölnischen Mundart wird bernen und birnen statt brennen gebraucht.²⁵⁾

Mecklenburgisch ist vörbernen verbrennen, ein Kalkberner ein Kalkbrenner.²⁶⁾

In der Mark und Berlinischen Urkunden ist dies etwas gewöhnliches.²⁷⁾ Berneholt ist Brennholz, Bernewein ist Branntwein, Berner überhaupt ein Brenner und Feueranzünder.²⁸⁾

²⁵⁾ Pfeiffer bei Frommann 2. 308.

²⁶⁾ Schiller bei Frommann 5. 425.

²⁷⁾ Fidicin, Beiträge III. 534.

²⁸⁾ Daß solche Umsetzungen überall statt finden, ist eine nahe liegende Bemerkung. Man sagte altgriechisch βραδύς = βαρδύς. Für νεῦρος wurde lat. nervus, für παύρος parvus, für κρίκος circus, für κρίνω cerno.

So ist auch Berlin, Berlyn, Berolinum (Brolinum = brolium) ein umgesetztes Brelyn, Brelin und nichts als ein slavisirtes Brühl (brol, breil, brel) mit slavischer Endung in. So kommt Brühl mit der Endung itz als Brühlitz, mit lowen als Brüllowen, Brullingsen, als Brühlberg, Brühlhof etc. vor.

Es ist der Berlin in den slavisirten Gegenden, was der Brühl in den mehr deutsch gebliebenen ist. Der Artikel allein ist schon von beweisender Kraft.

Aber wir haben auch das Dorf Bröllin in der Uckermark mit einem alten adligen Geschlecht und Kiedel führt zumal einen Ritter Koso an, der sich „de Berlin, Brelyn und Brellin“ nennt.²⁹⁾

Nicht einmal daran darf man Anstoß nehmen, daß es nicht Brülin oder Bürlin heiße, da ja

Das spanische bribon italien. birbon; das Roman. bercar wurde franz. brequer (ebrequer). Das alth. bresta nhd. bersten. In der alten Sprache vertauschte man berth und breth (cf. Grim D. W. 2. 28) Albert Albrecht, breht und berth, brunn und born, Brust und borst.

²⁹⁾ Kiedel, die Mark Brandenburg 1. 467.

broil, bröl, breil die mittelalterlich häufigsten Formen sind.

Dazu tritt auch beim Vergleich slavischer und deutscher Worte gewöhnlich ein Vocalwechsel ein, so daß wendisch bergar der deutsche Bürger ist, bidel heißt der Beutel, Blach das Blech, bledy bloß, Duchtar Doktor, dupylt doppelt, Fersta Fürst, Hemstar Hamster u. s. w.

Frisch giebt bei seiner Erklärung des Wortes Brühl Folgendes an:

1. „Ein Wald, wo solche morastige Plätze waren, da viel Buschwerk und Bäume so die Räfte lieben, wohin das Wildbret ging, sich im Sommer abzukühlen.

2. Ein Thiergarten, wo man wegen des Wildbrets solche Büsche und Lachen ließ.

3. Die sumpfigen waldigen Plätze bei den Städten werden abgehauen und durch Gräben oder Abführung des Wassers ausgetrocknet und Wiesen und Grasplätzen oder lustigen Wäldern gelassen.“

Kaumer³⁰⁾ in seiner Schrift über den Thier-

³⁰⁾ Der Thiergarten bei Berlin, seine Entstehung und seine Schicksale. Berlin, 1840. p. 1.

garten bei Berlin sagt: „die Niederung zwischen der Spree, den Feldmarken der alten Dörfer Lützow und Schöneberg und der Stadt Kölln und deren Aecker, also die Gegend des heutigen Thiergartens, der Dorotheen- und Friedrichsstadt bis zur Kronenstraße war von Alters her ein natürlicher, mit Brüchen, Wiesen und Gräben durchschnittener Wald, den man nur einzuhegen brauchte, um ihn in einen Thiergarten zu verwandeln.“

Aber so war das ganze Gebiet um die Spree beschaffen, als die ersten Ansiedlungen geschahen. Es war schon ein Thiergarten — größer als der jetzige — noch bevor er umhegt ward. Der Name ist gleichsam noch der Nachklang von Brühl, was auch als Thiergarten übersetzt wurde, so daß Du Cange irrig glaubte, davon den Namen abzuleiten.³¹⁾

Es ist bekannt, daß die Ausdrücke Hirschbrühl (in Erfurt) und Hasenbrühl vorkommen.

Noch jetzt kann man in den tiefern Stellen des Thiergartens, wo das Wasser mehr sumpfig

³¹⁾ Aber περιβόλιον hat mit Brühl nichts zu thun, auch wenn es Park und Umzäunung bedeutet. Der Ausdruck kommt schon als περίβολον im Alterthum vor.

steht als läuft, von der uralten Beschaffenheit ein Bild gewinnen. Ich vergesse des Tages nicht, da ich mit meiner lieben Frau, die nun längst wie eine weiße Rose verwelkt ist, durch ihn langsam hindurch fuhr und dabei zu der eben entwickelten Meinung kam. Ich wies ihr in diesem Durchschneiden des Waldes von Sumpf und Gräben die Natur des Brühl nach, wie ursprünglich alles Land um die Spree also beschaffen war und daß aus solchem Dickicht das alte Berlin emporwuchs und sich benannte, wie Paris, das seinen Sümpfen um die Seine seine uralte Pflanzung und Bedeutung, daher auch seinen Namen verdankt. Der Name Berlins ist also gewissermaßen der seines Thiergartens, was es einmal ganz selbst war.

Es ist daher kein Wunder, daß der Bär darin sich wohl befunden hat und respectabel gewachsen ist. Mit ihm wollen wir uns später in freundlich Gespräch und Untersuchung einlassen.

II.

Der Ruf Berlins

in

Stimmen von Fremden und Einwohnern.

Nachfolgende Zusammenstellung verdankt ihre Anfänge einem Vortrag, den ich am 25. Mai 1867 in dem Verein für die Geschichte Berlins gehalten habe. Zum größten Theile wurde er im Berichte über den Verein in der Vossischen Zeitung 1867 im Juni aufgenommen. Er erscheint hier corrigirt und vermehrt.

Jedesmal wenn ich dem Anerbieten entgegenkomme, einen Vortrag zu halten, überkommt mich die Befürchtung, Manchen unter Ihnen als kundigen Männern Ihrer Vaterstadt thatsächlich wenig Neues sagen zu können, aber es er-muthigt mich dann der Gedanke, daß unser Verein zusammengetreten ist, um in Berlin die Erinnerungen auch an alles das zu sammeln und zu beleben, was Einzelne nur allein und die Andern noch gar nicht wissen.

Es ist hier schon einmal des Umstandes Erwähnung geschehen, daß treffliche Freunde zur Abfassung nicht blos von Berliner Regesten, sondern eines literarischen Berlins ange-regt haben; — in einem solchen müßten auch die Stimmen alter und neuer Zeit über Berlin und seine Bewohner, — gute und übel-wollende, — politische und unpolitische — von Reisenden und Staatsmännern gesammelt und illustriert sich befinden.

Ich hörte einmal einen bedeutenden Mann über unsern Verein selbst die Aeußerung machen — der Verein gefiele ihm wohl, — wenn Berlin nur eine Geschichte hätte. Die Erwiederung, daß der Verein vielleicht gerade zum Beweise gegründet sei, es habe Berlin eine solche, lag nahe. Allerdings kann man der Einwen-dung, die man ferner hört, es fehle der Erinne-rung Berlins das Alter und die dramatischen Katastrophen der deutschen Reichsstädte, die ge-schichtliche Architektur von Aachen und Frank-furt, Augsburg und Nürnberg, Goslar und Braunschweig in gewissem Sinne nicht entgegen-treten.

Aber die geschichtliche Bedeutung Berlins

beginnt schon vor 800 Jahren. Denn so lange ist es schon der politische Zeiger auf das Werden einer norddeutschen Kriegs- und Culturmacht. Die deutsche Geschichte enthält ein merkwürdig Ringen von Süden nach Norden hinauf, von Franken zu Sachsen, vom Fels zum Meer. Berlins Wappen, der Bär, deutet auf den Gründer der neuen deutschen Brandenburger Mark hin, Albrecht. Berlins Schloß verkündigte die Macht und die Ordnung, mit der die Hohenzollern den Norden beherrscht und besiegt haben. Berlin zählt nicht unter den Stationen Karl des Großen. Aber Friedrich der Große war sein König und Bürger. Es wohnte kein Pfalzgraf darinnen, aber sein Markgraf wurde der nordische Siegeskönig. Berlin war seit 300 Jahren eine fürstliche Stadt, wurde aber der Hypsometer eines zur europäischen Stellung empormachsenden Reiches. Der Berliner Bär wurde wieder das Hauswappen und Symbol des ersten deutschen Königs. Insofern fühlt man in der Geschichte Berlins die Pulsschläge eines großen Gemeinwesens. Mit diesem trägt es Leid und Freud. Mit diesem geht es auch durch gute und böse

Gerüchte. Berlin ist nirgends beliebt gewesen, wo man sich in preußische Art noch nicht gefunden hat.

Der Gegensatz von Oesterreich und Preußen war so natürlich wie der von Berlin und Wien.

Von der Erwerbung von Jülich und Cleve an beginnt der Gegensatz sich zu zeigen, wenn er auch erst später stärkere Wellen schlug. Schon damals macht ein Staatsmann den Kaiser aufmerksam, es richte sich die ganze Hoffnung der Antirömischen auf das Brandenburgische Haus. Die schwächste Friedenspolitik Brandenburgs im 30 jährigen Krieg konnte diesen Scheelblick Wiens auf Berlin nicht verwischen. Um so interessanter ist, was der Graf Schwarzenberg als brandenburgischer Gesandter an seinen Herrn den Kurfürsten 1628 schreibt:¹⁾

„Man hat allhier,“ berichtet er unter dem 5. November dem Kurfürsten Georg Wilhelm, „ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zei-

¹⁾ Vgl. Cosmar: Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Adam von Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. Beilagen p. 71.

tungen, die allemal in Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt, es sei kein Ort im ganzen Reiche, da man also frei und schlimm schreibe gegen Ihre Kaiserliche Majestät, oder gegen Dero Armee, als in Berlin. Allemal attribuire man der Kaiserlichen Macht Verlust, und den Feinden Victoria.“

Das Geheime Raths-Collegium zu Berlin nahm sich aber der Zeitung an, und meldete dem Kurfürsten: „Es sei gewiß und über gewiß, daß kein Wort in solcher Zeitung geändert werde, sondern wie sie aus andern Orten gedruckt oder geschrieben anher komme, also druckt sie der Botenmeister. Wir haben ihn aber nichts desto minder vor uns gefordert, und ihm gerathen, dies Zeitungsdrucken auf eine Zeitlang einzustellen, oder doch des Kaisers gar nicht zu gedenken. Er wird sich hierinnen wohl recht erweisen, wiewohl er klagte, daß er sonst nicht zu leben hätte; denn die Besoldung, die er hat, ist nicht groß.“

Der Kurfürst reskribirte hierauf: „Ob es wohl eine Sache, daran sich die Wiener von Billigkeitswegen nicht zu skandalisiren hätten, weil ja leichtiglich zu erachten, daß die Zeitun-

gen anders bei uns nicht werden in Druck gegeben werden, als wie man sie unserm Botenmeister aus andern Orten schreibt, so ist es uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Prätent genommen werde, das man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offension erregen möchte. Doch könne man denen, welchen die Avisen zugeschickt werden, das Ausgelassene beischreiben.“

Mehr als ein Jahrhundert später haben sich Oesterreich und Brandenburg, jetzt ein königlich Preußen schon anders gruppirt einander entgegengestanden. Im Jahre 1675 hatte noch der spanische Gesandte dem Brandenburgischen sagen können „es werde das Haus Oesterreich niemals ein protestantisches Haus in Schlesien, in der Mitte seiner Erbländer Fuß fassen lassen“ und 1763 besaß Friedrich II. Schlesien. Am Ende des 17. Jahrhunderts drang erst der Name des großen Kurfürsten über die engeren Grenzen des Vaterlands und nach dem siebenjährigen Krieg erfüllt der Name des großen Königs ganz Europa. Der türkische Sultan tritt mit ihm in Verhandlungen und sucht in Berlin einen politischen Stützpunkt zumal gegen

Oesterreich. Ahmed Resmi Effendi kommt im Jahre 1763 nach Berlin und seine Eindrücke von dieser Reise hat er sowohl wie die von Wien beschrieben. Es ist sicherlich nicht ohne Interesse zu erfahren, wie Berlin sich vor 100 Jahren in einem türkischen Auge gespiegelt hat.²⁾ Am 9. November 1763 zog der Gesandte in Berlin ein „dem Haupt preußischen Rufes und Wohlstandes.“ „Die Preußen,“ sagte er, „die Zeitlebens keinen Moslem gesehen und von solcher Pracht und solchem Pomp eines Gesandten auch nie dem Namen nach gehört hatten, ein Seltsamkeit liebendes Volk, kamen mit ihren Familien drei bis fünf Tagereisen herbei und sammelten sich in den Märkten und Dörfern, wodurch unser Weg führte, gingen von der Stunde unserer Ankunft bis zur Stunde unseres Aufbruchs nicht von der Seite und gafften unerschöpflich jede unserer Bewegungen und Handlungen an, so daß sie uns auf eine unaussprechliche Art bedrängten.“

²⁾ Vgl. des türkischen Gesandten Resmi Ahmed Effendi gesandtschaftliche Berichte von seinen Gesandtschaften in Wien 1757 und Berlin 1763. Berlin und Stettin 1809. Vgl. Jos. v. Hammer Gesch. des Osman. Reiches 8. p. 273.

Hierauf folgt nun die Beschreibung von Berlin:

„Berlin ist jetzt berühmt als die Residenz des Königs von Preußen. Vor funfzig Jahren beiläufig war es eine Stadt mittlerer Größe. Der Großvater des jetzigen Königs ließ, als er dieselbe erweitern wollte, den vorbeifließenden Fluß an zwei, drei Orten in Kanäle leiten, wie das Wasser von Kiapiadhana zu Konstantinopel. Diese Kanäle wurden mit Steinen eingefast, mehr als dreißig hölzerne Brücken darüber gelegt, und sein eigenes Bild aus Erz zu Pferde, ward am Eingang einer steinernen Brücke aufgestellt. Mit Verlauf der Zeit wurden am Flusse Häuser, Gärten, Mühlen, Zuckerraffinerien und andere Fabriken, welche des Wassers bedürfen, angelegt. Die Häuser und Gewölbe mehrten sich mit jedem Tage, und damit von außen an Waaren nichts eingeführt werden dürfte, wurden Manufakturen von Tuch, Seidenzeug und andern Sachen errichtet. Da der Fluß keine Ueberschwemmungen leidet, so konnte Jedermann, so viel er nur Wasser bedurfte, in sein Haus und Garten leiten, und es bewegen sich darauf unzählbare Fahrzeuge

und Flöße, welchen den Holzflößen und Platten (Maaca genannt) des Schwarzen Meeres gleichen. Da dieser Fluß von oben in der Nähe von Breslau mit der Oder und dann gegen die Nordsee mit dem Hafen von Hamburg verbunden ist, so gehen immerwährend von oben nach unten und von unten nach oben Schiffe mit Lebensmitteln und anderen Waaren beladen. Die neuerbauten Häuser sind alle nach der Schnur von gleicher Mauerhöhe, und die Gassen vierzig bis funfzig Ellen breit, die Nordseite der Stadt ist vom gedachten Flusse umflossen, die übrigen drei Seiten sind von einer leichten Mauer umgeben; der längste Tag ist sechszehn und eine halbe Stunde lang, und die Stadt liegt unter dem funfzigsten Grad der Breite. Am Ufer des gedachten Flusses befinden sich das Arsenal und der königliche Ballast, rundum von Gärten, Palästen, Jagdrevieren und Wiesengründen umgeben. Im Jahre 1174 (1760) kamen die französischen und österreichischen Heere, eines nach dem andern in diese Stadt, verderbten die Zeug- und Lusthäuser des Königs, nahmen von den Einwohnern Sicherheits-Contribution und richteten vielen Schaden an.

Nichtsdestoweniger ward hierdurch der Wohlstand der Einwohner nicht vernichtet; sie haben schöne Häuser und leben mit Aufwand.³⁾ Da das Klima gemäßigt ist, so giebt es sowohl schöne Männer als Frauen. Die Häuser sind drei Stockwerke hoch aus Stein. Um einige Sachen, sowohl im Winter vor der allzugroßen Kälte, als im Sommer vor der allzugroßen Hitze zu verwahren, ist's erforderlich, daß ein Stockwerk unter der Erde gebaut werde. Die Häuser sind entweder mit Blech oder mit dünnen Ziegeln gedeckt, die vierzig Jahre lang unverändert bleiben können. Da man sich sehr vor dem Feuer fürchtet, so sind außer den bei Tag und Nacht bestellten Feuermächtern, noch in jeder Gasse Brunnen, bei denen sich fünf bis zehn Spritzen und gefüllte Fässer befinden. Seit der Umfang der Mauern sehr groß ist, sind viele Dertex noch unbebauet, und jetzt erst legt man auf diesen Gründen Häuser und Gärten an.

³⁾ Der Reichthum wuchs, daß man an Schlözer am 3. Juli 1788 schrieb: »Retulit ad me Berolinas quidam vir clarissimus, tantam esse nunc Berolini vim pecuniae ut non difficile foret intra 14 dies 5 Million. Thaler mutno levare, quauquam pro usura nonnissi 3 pro 100 penderentur.« Schlözer's Staatsanzeigen 12. p. 122.

Blumen und Pflanzen kommen im Ueberfluß von allen Seiten; einige davon ziehen sie, und erhalten sie im Winter mit Defen, und man sieht da Kaffeebäume und andere seltene Pflanzen.

Bei dem bestehenden Einfuhrverbot fremder Waaren ist man genöthigt, sich mit den Produkten der inländischen Fabriken zu behelfen, und deswegen ist auch alles so theuer. Die Einwohner haben eine besondere Vorliebe fürs Porzellan und die Großen haben besonders ganz mit Porzellan ausgestattete Zimmer, in denen sie sich, wie in Spaziergärten, von Zeit zu Zeit erlustigen und ergözen. Schemals brachte man das Porzellan von Indien und China; seitdem aber das sächsische Porzellan aufgekomen ist, wird dieses über alle Maßen geschätzt, so daß man für eine Schaale zwanzig und für einen Teller von fünf bis zehn Dukaten zu geben bereit ist.

Die Einwohner, Lutheraner von Religion, setzen sich über viele Religionsstreitigkeiten hinaus, haben auch keine Bilder in den Kirchen, rühmen sich des Glaubens an einen einzigen Gott und sind abgesagte Feinde der Katholiken. Sie leugnen nicht das Prophetenthum

Mahomedes und schämen sich nicht zu sagen, daß sie noch Moslim werden wollen.“

Vielleicht hat der Gesandte diese letztere Vermuthung gefaßt als er einer Berliner Redoute beimohnte. Er erzählt: „Einige Male stellte man eine andere Art von Versammlungen an, die sie Redoute heißen. Die Männer und Weiber unter einander vermischt kleiden sich in buntem Aufzug von rothem Taffet und lustigen Gewändern. Vor das Angesicht nehmen sie eine Verhüllung in Gestalt eines menschlichen Antlitzes, so daß sie nicht erkannt werden. So fangen sie nun in dem Redoutensaale an sich herumzutreiben. Da man nun von der Bewegung und Haltung auf die Reize der verlarvten Person schließt, so nimmt jeder die Schöne, die am meisten anzieht, bei der Hand; alle Eifersucht ist verbannt; man unterhält sich nach Herzenslust mit Tanzen und Springen in die Quere und ins Kreuz, hinauf und hinab und weil Alles für incognito gehalten wird, so verfügen sie sich hiernach in die zum Stelldichein verabredeten Orten.“

Er hat auch politische Betrachtungen. Er sagt: „Die Oesterreicher trösten sich mit dem

Gedanken, daß sie bei günstigeren Zeiten noch in den Besitz von Schlesien gelangen können, allein für Preußen würde die Rückgabe desselben nicht nur mit Schande, sondern auch mit dem Verluste aller seit fünf und zwanzig Jahren angewandten Mühe verbunden sein.“ Ahmed scheint dies auch nicht zu besorgen, denn in seinem Berichte über die Wiener sagt er: „Da sich ihr ganzes Sinnen und Trachten auf Unterhaltung und Wohlleben beschränkt, so erhellet hieraus, wie wenig sie aufgelegt seien sich gegen den König von Preußen oder gegen andere Feinde zu vertheidigen.“

Freilich müssen wir sagen, daß ein wohlwollender Berliner Einwohner von den Sitten der Stadt Berlin in jener Zeit kein besonders freundliches Bild entwarf. Er sagt:⁴⁾

„Nur für die Residenz . . . schienen ihm (dem Könige Friedrich II.) seine wohlthätigen Bemühungen nicht gelingen zu wollen. Zwar war ihr Aeußerliches, zu dessen Verschönerung er ununterbrochen die aufsehnlichsten Summen verwendete, sehr blendend und reizend, allein die

⁴⁾ Das Buch ist anonym in Berlin und Potsdam 1798 erschienen. p. 10 u. 11. Berlin wird darin Blendau genannt.

Beschaffenheit der Bewohner entsprach seinen Wünschen desto weniger. Gerade an derjenigen Art von Glückseligkeit, welche er seinen Unterthanen am angemessensten hielt, fanden Berlins Einwohner gar keinen Geschmack und hingegen dasjenige, was der König haßte und verhinderte, liebten und suchten sie vorzüglich.

Luxus und Wollust jeder Art waren es, worauf sie ihre Wünsche hauptsächlich gerichtet hatten und beide waren in Berlin in einem Grade zu finden, daß diese Residenz hierin den Vorzug vor allen ihres Gleichen erwarb. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen bildeten Klubbe, deren einzige Absicht Kitzel der Sinne war und zur Erreichung dieser Absicht werden alle nur möglichen Mittel erfunden und angewendet! Der Bund der Ehe wurde verlacht und eheliche Treue für eine thörichte Grille gehalten, die man allenfalls nur denen noch erlaubte, welche keinen Gout für Bonton und Mode hatten. Kurz Berlin stellt ein zweites Ephesus dar, wo sich Alles vereinigte, um Geld und Gesundheit, Unschuld und Ruhe zu rauben.“

Wie verschieden die Urtheile je nach den

Personen sind. Voltaire schreibt an D'Alembert (allerdings 5. Sept. 1752):

„Bajonette giebt es hier erstaunlich viel, allein sehr wenig Bücher. Der König hat Sparta (nehmlich Berlin) sehr verschönert, aber Athen nur in sein Kabinet verpflanzt.“

Zwischen Ephesus und Sparta ist ein großer Unterschied.

Es ist nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges in Oesterreich allerdings bemerkt worden, daß Friedrich der Zweite außer seinem Genie auch mächtige Bundesgenossen gehabt hat: nehmlich in der öffentlichen Meinung und in der Weisheit, mit der er und die Seinen dies erkannten. Mit dem großen Fritz ging, — obschon er sie nicht zu schätzen schien — die Literatur und obschon er ihr nicht nahe stand, die Theologie.

Joseph der Zweite, als er zum Kaiser neben seiner Mutter berufen war, hatte die Absicht, die Ströme literarischer Popularität nach Wien zu leiten. Es schien nicht ganz zu mißglücken. Klopstock, der, um modern zu reden, großdeutsche Regungen hatte, widmete dem Kaiser

seine Herrmannsschlacht und erwartete von ihm die Erneuerung der Literatur. In Oesterreich ist man lange genug in Verlegenheit, wie man die Wünsche des Dichters, den man nicht zurückstoßen wollte, zu behandeln habe. Man dachte eine ganze Colonie von norddeutschen Literatoren nach Wien zu ziehen. Auch an Lessing kamen Anträge und dieser, wenn er auch ablehnte, nahm die ganze Sache nicht so wunderbarlich, wie die andern Preußen. Er hatte ja seine unmuthigen Stimmungen, in denen er gerade aus Opposition auch excentrische Meinungen, ohne sie wirklich zu theilen, vertrat. Er schreibt am 25. August 1769 von dem Berlin, in dem er so viel gedacht, gelebt und geschrieben hatte: „Wien mag sein wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem französischen Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es blos geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden könne, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die

Freiheit gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen.“⁵⁾ Wie weit Lessing hierbei mit seinem Vorwurf gegen Berlin recht hatte oder nicht, darauf kam es nicht an; jedenfalls wird man nicht behaupten, daß er diese Aeußerungen aus pietistischen Allüren gethan hat.

Der Unterschied war jedenfalls der: Friedrich II. war kein Mäcen der deutschen Muse durch sein Geld, aber ihr Held durch seine Thaten. Man suchte manchmal die Literatur scheinbar begünstigen, aber nur um sie zu gebrauchen. Selbst die trivialen Einwendungen Nicolai's, daß man die berühmten Gelehrten nach Wien ziehe, weil der Druck ihrer Werke viele Summen ins Land bringen werde, waren nicht ohne Grund. Man hatte damals wunderbar autokratische Vorstellungen von Finanzoperationen. Joseph II. legitimirte den Nachdruck in seinen Landen, und verbot die Einfuhr von Häringen aus denselben finanziellen Motiven.

⁵⁾ Vgl. Danzel-Guhrauer. Lessing's Leben. 2. 271.

Aber dieser Streit übertrug sich auch auf die politische Disputation. Durch den Fürstenbund hatte Friedrich der Zweite die Eingriffe Kaiser Josephs in Baiern verhindert. Im Sinne Oesterreichs schrieb nun der Freiherr v. Gemmingen gegen diese, wie er sie nannte, „Königl. Preussische Association zur Erhaltung des Reichs-systems“ und sagt darin „Man wird zweifelhaft, ob das ängstliche Bestreben aller Berliner Schriftsteller die Duldung österreichischer Staaten verdächtig zu machen und das sorgfältige Warnen vor geheimen Ränken des Katholicismus, ob das nicht alles absichtliches Betragen sei. Wenigstens kann man das von einem Hofe erwarten, wo ein Philosoph auf dem Throne sitzt, der Gelehrte zu Ministern hat, wo man die Gewalt der Meinungen zu schätzen und zu brauchen weiß.“ Darauf erwiedert nun der bekannte Geh. Rath Dohm in seiner Schrift über den Fürstenbund und wir entnehmen derselben einige Sätze.⁶⁾ „Wirklich spricht er, der Herr Reichsfreiherr hat sonderbare Ideen von der in Berlin bekanntermaßen eingeführten

⁶⁾ Ueber den deutschen Fürstenbund. Berlin 1785. p. 55 2c.

Schreib- und Druckfreiheit. Jeder hiesige Gelehrte schreibt nach seiner besten Einsicht und der Staat läßt ihm vollkommene Freiheit, wie er es gut findet, öffentlich bekannt zu machen, wenn nur nicht die dem Staate, fremden Mächten, allgemeiner Religion und dem guten Namen eines Dritten schuldige Achtung verletzt würden. Diese Gesetze der hiesigen Censur sind in den letzten Jahren auch verschiedentlich in Absicht des österreichischen Staats zur Anwendung gekommen. Ein hiesiger Journalist Hr. Kranz, verlor auf unmittelbaren Befehl des Königs, die ihm vorhin ertheilte Censurfreiheit, weil er sich unterstanden hatte, einer seiner Brochüren den Titel: „Oesterreichische Charlatanerien“ zu geben und diese wurden sofort unterdrückt, ob man ihn gleich „Berlinische Charlatanerien“ unbekümmert hatte schreiben lassen. Dies geschah ohne alle Beschwerde des Wiener Hofes aus eigener Bewegung. Ebenso ist noch neuerlich einer Schrift der Druck bloß aus dem Grunde untersagt worden, weil sie, obgleich unter erdichtem Namen, die Regierung des jetzigen Kaisers auf eine beleidigende Art zu tadeln schien. Aber freilich kann man die hiesigen Schriftsteller nicht

anhaltend Alles zu loben, was in Wien geschieht, reformirt und wieder reformirt wird, kann nicht sie zwingen, für helle Mittagssonne schon vollendeter Aufklärung zu halten, was ihnen viel versprechende, zum wahren und unvergänglichen Ruhme Josephs II. gereichende Morgenröthe erscheint. Ueberhaupt lobt und tadelt hier kein vernünftiger Schriftsteller Etwas, weil es Wienerisch oder Berlinisch ist, sondern weil es ihm Eigenschaften zu haben scheint, die Lob oder Tadel verdienen. Uebertriebener Nationalstolz ist zuverlässig kein Fehler der Berliner. In Wien wird es freilich hierin ganz anders gehalten. Zwar bin ich weit entfernt, den so ungerechten Vorwurf des Herrn v. G. zurückzuschieben und der österreichischen Regierung irgend eine Billigung der armseligen Schimpfreden auf den preussischen Staat beizumessen, durch welche, ohne Zweifel auch in Wien verachtete Scribenten, ihr Geschreibe der niedrigen Klasse des Volks interessant zu machen suchen. Indes ist es doch sonderbar, daß die sonst so aufmerksame Wiener Censur gerade hier so viel Nachsicht beweist und sogar erlaubt, daß ihre Billigung oft auf den Titeln solcher Schar-

tefen ausdrücklich erwähnt werde. Auch bemerkt man leider! in den Wiener Schriften von besserem Gehalt, nicht selten eine Animosität und Parteilichkeit, die ein Mann von edlen und erweiterten Gefinnungen sich nie gegen irgend eine Nation in der Welt erlauben sollte, welche politische Verhältnisse sie auch zu der seinigen haben mag. Ich will nur zum Beispiel die über den bayerischen Successionskrieg in Wien erschienenen Schriften anführen. Wie ängstlich ist man in denselben nicht bemüht zu zeigen, daß die guten Preußen, wider alle Regeln der Wahrscheinlichkeit, auch in allen und jeden Stücken Unrecht haben, daß sie auch nicht einen Funken von Tapferkeit, von Disciplin, von Taktik besitzen. Und die groben pöbelhaften Schimpfreden in demselben auf die Nation und den Monarchen übersteigen wirklich Alles, was man von Menschen, die auf Cultur Anspruch machen, erwarten sollte."

Aber nicht bloß staatsmännische und politische Aeußerungen gedachte ich Ihnen mitzutheilen. Sogar Lessings Brief mußte unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden. Und nicht

alle, welche von Berlin redeten, denken daran. Jeder sieht eben mit den Augen seines Interesses. Denn Jeder sucht und Jeder findet, was ihm zumeist am Herzen liegt. Als im Jahre 1703 der theologisch gebildete Literator Gottlieb Stolle in Berlin war, schreibt er in sein Tagebuch zumal theologische Eindrücke nieder.⁷⁾ Er war bei der Frau Petersen, die besondere Meinungen über die Wiederbringung hatte, und hauptsächlich bei Dr. Spener, den er „nicht groß von Person, etwas hager und

7) In Schmidt's Allg. Zeitschrift für Geschichte Band 7. von Guhrauer mitgetheilt. Er schreibt noch ferner von Spener: „Er ist ganz nicht mißtrauisch, sehr aufrichtig und communicable, jedoch dabei nicht imprudent. Er ist sanftmüthig und scheint garnicht den heftigen Eifergeist zu haben, worin Herr Francke steckt. Seine Moderation ist sehr groß und so viel ihm auch die Orthodoxie zu Leide gethan, so steht er doch mit dem höchsten Mißfallen, wenn sie Jemand zu prostituiren sucht. Dr. Spener lebt sehr eingezogen und geht nicht groß zu Gaste, denn er muß allezeit seine Liebste bei sich haben, die ihm das Essen vorlegt und schneidet. Von der Königin Sophie Charlotte notirt er: „Die Königin in Preußen habe ihre eigene Theologie; sie meint: weil sie es gerne sähe, wenn ihnen ihre Bedienten eine Lust machten, so könnte es Gott auch nicht mißfallen, wenn sie sich als eine Königin nach Belieben divertirte. Sonst ist sie klug und gelehrt und soll auch sogar im Platone sich ihr Vergnügen suchen, welches ich aber nicht recht glauben kann.“

ziemlich alt“ aussehend schildert. „Wie ich denn auch glaube, schreibt er, daß die lutherische Kirche keinen klügern, erfahreneren, frommern und moderatern Theologen habe, als Hrn. Dr. Spener.“ Er führt ein merkwürdig Wort von ihm an. „Von der vorhandenen Vereinigung der Religion (Ref. und Lutherisch) sagte er: es wird nichts daraus. Doch sei die Sache an sich nicht unmöglich. Denn er halte davon, wenn man anfinge in den beiden Kirchen nicht Lutheraner und Reformirte, sondern gute Christen zu machen und dreißig Jahr damit continuirte, so würde sich die Union von sich selbst geben.“

Er war auch in Potsdam und sagt: „wir betrachten noch das Lustschloß zu Potsdam, von welchem der vorige Kurfürst gesagt, daß kein Ziegel davon sei, der ihm nicht einen Dukaten koste.“ —

Anders wieder sah auf seiner Reise durch Berlin im Anfang dieses Jahrhunderts der Engländer John Carr, ein weltmännisch gebildeter Herr. Er schildert das Brandenburger Thor, die Lindenallee und zwar „als einzig, die jeden für die Fatiguen einer achttägigen Reise beloh-

nen.“ Unter den Linden, erzählt er, gingen, obgleich das Wetter kalt war, mehrere Damen ohne Hauben, andere ritten wie Mannspersonen, in einem langen Reithabit, in Pantalons.“ Mit besonderer Liebe beschreibt er Potsdam, Sanssouci, und seine Schilderung der Königin Luise ist von Bewunderung über ihre reizende Erscheinung gefärbt.⁸⁾ Auch einige sonstige interessante Bemerkungen finden wir bei ihm. „Fried-

⁸⁾ John Carr: Beschreibung einer Reise durch Dänemark Schweden 2c. Aus dem Engl. Rudolft. 1808. 2. 331. Es ist interessant von seiner Schilderung der herrlichen Mutter unsers Kaisers noch einiges mitzutheilen: „wir stimmen überein, daß wenn die Balläste (von Sans-souci) mit Rubinen bedeckt gewesen und hätten die Bäume der königlichen Gärten Perlen getragen, so würden wir doch mißvergüßt nach Berlin zurückkehren, wosfern wir nicht die liebenswürdige Königin von Preußen sähen: in der That, sie war es, warum wir die Lustreise unternahmen. Als sie uns gewahr wurde, stand sie still und neigte sich gegen uns hin auf die gnädigste und bezauberndste Weise. Sie hat einen sehr schönen Teint, ihr Gesicht ist sanft, hübsch und ausdrucksvoll. Sie ist blond von Haaren, ihre Figur ausgesucht schön und als sie in den Wagen stieg, zeigte sie einen Fuß, der uns auf einmal von der vollkommenen Symmetrie überzeugte, die in dem Ganzen herrschte. In einer Gesellschaft beim englischen Gesandten Herrn Jackson unterhielt man mich von ihren trefflichen Eigenschaften; man braucht sie eben auch nur zu sehen:

»There's nothing ill can dwell in such a temple.«

rich der Große, sagt er, faßte bald nach seiner Thronbesteigung die erhabene Idee, ein sehr großes Pantheon zu bauen, worin jede Art von Gottesdienst gehalten werden sollte. Politik oder wirklich christliche Liebe veranlaßte den weisen Monarchen zu glauben, Toleranz sei sowohl für das Interesse als die Würde eines Staates nothwendig und er wünschte nicht nur seine Unterthanen und Fremde ihren Gott auf ihre Weise anbeten zu sehen, sondern daß sie sich auch in demselbigen Tempel gleich Brüdern vor ihm niederwerfen möchten. Wegen des Zustandes des Schatzes rieth man aber dem Monarchen diesen wohlthätigen Plan aufzugeben und er ward auch nachher nicht wieder in Anregung gebracht.“

Er erzählt auch, daß Friedrich der Große den Märkischen Sand für eine Nationalmauer gegen einen sich annähernden Feind gehalten habe. Vom Theater erzählt er, daß zu Fried-

Sie liebt die Eingezogenheit sehr und widmet sich gänzlich der Erziehung ihrer Kinder. Mein Aufenthalt in Berlin war zu kurz, um vorgestellt zu werden. Ich freuete mich daher un-
gemein, eine Prinzessin zu sehen, von der Jeder mit Entzücken redet.“

richs Zeit jedes Regiment der Garnison eine gewisse Anzahl Soldaten in das Parterre frei hineinschicken konnte, wobei sich Ereignisse begeben hatten, die an die That der Weiber von Weinsberg, nur in umgekehrtem Verhältniß erinnerten. Die Soldaten hätten nämlich ihre Frauen auf den Schultern hineingetragen, um ihnen auf diese Weise freien Eingang zu verschaffen. —

Es waren doch verschiedene Eindrücke, welche von den Reizen Berlins drei Dichter empfangen haben.

Heinrich Ruauß, „beider Rechte Doctor, dabey kaiserlicher gekrönter Laureirter Poet, Comes und Miles des Pallasts und Hoffß zu Lateran“ hat verfaßt „fünf Bücher von der Göttlichen und edlen Gabe der Philosophischen, hochtheuren und wunderbaren Kunst Bier zu brauen. Auch vom Namen der vornempften Biere in ganz Teutschlanden und von deren Naturen, Temperamenten, Qualitäten, Art und Eigenschafften, Gesundheit und Ungesundheit, sie sein Weizen oder Gersten, weisse oder rote Biere, gewürzet oder ungewürzet“ Gedruckt in Erfurt 1575, und sagt dabei von Berlin: „Die Hauptstadt in der Marcke zu Branden-

burg, da der Churfürst Hoff hielt, bravet auch ein gut Rot Bier in beiden Stedten Berlin und Cölln und sonderlich so fein die Merzbiere dafelbst so sehr gut. Ich habe derselben Biere, weil ich in Berlin in meiner ersten Ausflucht etliche Thar umb die Stüle gegangen und an dem Orte mein seliges liebes Eheweib Jungfrauenweiß genommen, wohl genutzt und sie versucht."

Der berühmte Abt Tritheim, auch ein Poet und gedankenvoll und tieffinnig wie nicht viele unter seinen Zeitgenossen, — hat bekanntlich nicht mit besonderer Freude „die Böllerei mit angesehen, die bei ihnen nicht als Untugend gilt, wiewohl es auch unter ihnen viele nüchterne und mäßige giebt“, obschon ihm sonst die Sitten und der Charakter der Berliner wohlgefallen „weil sie es so redlich und so treu mit dem Christenthum meinen.“ Es war dies unter Joachim I.

Mehr Gefallen an Bier als gut war fand nach mehr als 200 Jahren später der jüdische Philosoph Sal. Maimon, ein Original an Charakter. Doch besuchte er auch mäßigere Tabagien, wie er erzählt, wo alte Bürger hinkamen und wo einer aus dieser Gesellschaft alle Abende ein Buch oder auch Zeitungen vorlas. Der Vor-

leser machte nicht selten hin und wieder seine eigenen Anmerkungen, dabei nahm er gewöhnlich seine Brille herunter. Maimon, der eine Zeit lang den andächtigen Zuhörer machte, sagte: „Hören Sie, wenn er die Brille herunternahm, fing ich schon an zu zittern.“

Um so naiver ist die Epistel, die Göckingk aus Ulrich an seinen Freund Rosenstiel in Berlin 1778 gerichtet hat. Er freut sich wieder zu Hause zu sein, wo er seine Flur trotz des Parkes im Thiergarten wieder schön findet, wo er nicht so spät und so lecker zu Abend zu essen braucht:

„Nun hoff' ich soll mein Magen wohl
Bald mit dem Schläse sich versöhnen,
Der eine werde sich an Kohl
Der And'r an Glocke zehn gewöhnen;“

wo er in Ruhe schlafen kann:

„Was ist's nun, das die Ruh' mir raubt,
Zehn Kutschen fahren spät vom Schmause
Vor meinem Fenster durch nach Hause.“

Drum sagte er seinem lieben Freunde:

„Nie, nie vergißt die Königsstadt
Und ihre Großen, ihre Weisen
Dein Freund; so lang' er Athem hat,
Wird er, der nichts fast lobt, sie preisen.
Und dennoch: stände gleich die Wahl,
Zu meiner Macht, zum zweiten Mal
Werd' ich wohl nach Berlin nicht reisen.“

Es war das nicht so ernst gemeint. Damals war er Königl. preussischer Kanzleidirektor in Ellrich; als er aber später 1793 zum Geheimen Finanzrath in Berlin berufen wurde, nachdem er schon geadelt war, so kam er doch nach Berlin. Wer kann da widerstehen?

Auch ist es sodann kein Wunder, wenn er in seiner Lage bessere Laune behielt als Andere. Wäre der talentvolle Fesler, der allerdings Berlin auch gut kannte, im Jahre 1808 in derselben Lage gewesen, als er in gedrückter Lebenslage Subscribenten für seine Geschichte der Ungarn suchte, würde er wahrscheinlich nicht so übelwollend an Nicolai von den Berliner Christen geschrieben haben. „Denn,“ sagt er, „wann hätten diese eine solide, bleibende, wissenschaftliche Unternehmung auf eine vorzügliche Art unterstützt, sie, die selbst, wenn sie wohlthätig, großmüthig oder liberal sein wollen, immer wenigstens eines Concertes, eines Balles oder einer Benefiz-Komödie bedürfen.“ Und

*) In Dorow's Druckschriften und Briefe. Berlin 1841. p. 125.

doch hat Wohlleben und äußere Ehre unter den Menschen noch niemals ausgereicht, um auch Zufriedenheit und Wohlwollen in die Herzen zu pflanzen. Berlin ist nicht gerade von denen, welche weniger von ihm empfangen, — als von Andern, die es mit seiner, wenn auch nicht immer dauerhaften Popularität, umfloß, in ein übles Gerücht gekommen. Am meisten zufrieden ist nur, der am wenigsten will. Wer am wenigsten sich sucht, hat von Liebe am meisten. Mit seinem Vaterlande großt zuerst, wem es trotz vielem, das es verleiht, doch nicht Alles, was er verlangt, gewährt. Und der Durst der Eitelkeit wird niemals gestillt. Merkwürdig ist der Unterschied zweier hochberühmter Brüder. Wilhelm v. Humboldt schreibt: „man solle das Schicksal niemals verklagen, sondern dieses, wenn es glücklich ist, mit Demuth, und wenn es unglücklich ist, mit Ergebung und mit Vertrauen in Gottes weise Führung empfangen.“ Und Alexander v. Humboldt, der in Berlin in Wohlsein gelebt, der Alles empfing, vor dem sich die Zeitgenossen mit Ehrfurcht beugten, dem kein Gegner bis an den Thron widerstand, — er mißhandelt in einem Privatbriefe die für ihn nur immer gaben-

reiche Stadt. Er schreibt Varnhagen „von der Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt“ — er nennt „Berlin eine kleine, unliterarische und dazu überhämische Stadt“; „glücklicherweise, sagt er, ist man in der großen französischen Welt ganz von der kleinen Moquerie und Tadelsucht frei, die in Berlin und Potsdam herrscht, wo man Monate lang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde matter Einbildungskraft zehrt.“¹⁰⁾

Letzteres — den Vorzug, den er dem sittlichen Geiste von Paris in den letzten Decennien vor seinem Vaterlande gab, würde man ganz unverständlich im Kopf des Verfassers des Kosmos gefunden haben, — wenn er nicht doch in Berlin geblieben wäre. Aber diese geschmähte kleine Stadt hat eine Anziehungskraft, die keinen

¹⁰⁾ Friedrich II. hat so gütig von den Parisern nicht gedacht, wenn er an Voltaire schrieb: (25. Juli 42.) „Ich kümmerge mich wenig um das Geschrei der Pariser; sie sind Hornisse, die immer umher suchen. Ihre Sticheleien sind mit den Schmähungen des Papageies gleichen Schlages und ihre Urtheile so gründlich wie die Entscheidungen eines Sapajou (H. Affen) über metaphysische Materien.“ Und auch Voltaire dachte oft nicht anders, zumal wenn die Pariser seine Feinde olöten.

loßläßt, der sie kennt. Sie läßt sich tadeln, — aber freiwillig aufgeben läßt sie sich nicht.

War denn Humboldt nicht frei? Welche Hauptstadt Europas, welcher Hof würde nicht stolz gewesen sein, ihn bei sich zu sehen. Warum ging er denn nicht? Gerade wenn man so böse darauf ist, wie Er, dann verläßt man es nicht. Stärker als die Sehnsucht fesselt die Neigung zu unzufriedenen Raisonnements. Berlin sind am treuesten geblieben, die sich am meisten darüber aufgehalten haben. Der Correspondent Humboldt's, Barnhagen, gesteht dies selber ein. Als er einst vom Bade zurückkam, wo er Huldigung empfing, von Fürstinnen umschmeichelt ward, — wie er wenigstens aufnotirte, — vom stillen, schönen, heilkräftigen Bade, schreibt er nieder, 13. August 1842. „Ich freute mich beim Hereinfahren; es ist meine Stadt, meine Heimath. Ich verkenne die Mängel nicht, die Entbehrungen, zu denen Mancher verurtheilt ist, aber das Gute überwiegt, das mir Gute hauptsächlich.“

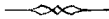
Das fühlen Alle — auch die, welche Leben und Thätigkeit nicht blos nach dem messen, was

ihnen gut sei. Kein Feind verbittert einen Aufenthalt, sobald man nichts von ihm verlangt.

Es ist Vielen das Studentenlied bekannt, in welchem alle deutschen Universitäten charakterisirt werden, und da die Reihe an unsere Stadt kommt, gesagt wird:

„Und nach Berlin, — da ziehen die Kameele hin“

das heißt Diejenigen, welche bereits so weit sind, um etwas zu tragen und zu holen. In den Stand der Kameele treten nach studentischem Stile denn zuletzt Alle; ich glaube, daß sich hiervon unter uns Niemand ausnehmen darf. Aber vom Kameel weiß der Araber, den es trägt und sein Name verkündet seine Eigenschaft, — daß es ein treues Gedächtniß für Leid und Wohlthat inne habe. Wer in Berlin gelebt, wird genug empfangen haben — um trotz Anfechtung und Unmuthung dennoch dankbar zu sein.



Verlag von Otto Güllker & Cie. in Berlin.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Morgen- und Abendland.

Wissenschaftliche Studien.

I.

Kaiser- und Königsthron

in Geschichte, Symbol und Sage

von

Paulus Cassel.

1874. eleg. broch. Preis 25 Sgr.

Dem ersten Bande dieser Sammlung wissenschaftlicher Studien des Herrn Professor Dr. Paulus Cassel sollen sich zunächst anschließen:

2. **Die Königin Esther.** Ein Beitrag zur Geschichte Irans und des alten Testaments.
3. **Salomo und Moroff.** Ostliche und westliche Sagen von König Salomo.
4. **Iron von Brandenburg.** Ein vaterländischer Sagenheld.

Verlag von Otto Güllér & Cie. in Berlin.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hohenzollern.

Ursprung und Bedeutung dieses Namens.

Sprachwissenschaftlich erläutert

von

Paulus Cassel.

eleg. broch. Preis 10 Sgr.

Der Schwan

in Sage und Leben.

Eine Abhandlung

von

Paulus Cassel.

3. vermehrte Auflage. broch. Preis 15 Sgr.
